

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 43 (1967-1968)
Heft: 11

Artikel: Und jetzt packte es mich ganz plötzlich : Patriotismus ist nicht überholt : Antworten auf unsere Rundfrage "Wir Jüngeren und die Schweiz"
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1079873>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Und jetzt packte es mich ganz

Antworten auf unsere Rundfrage «Wir Jünger und die Schweiz»

Wir hatten in einer Rundfrage Schweizerinnen und Schweizer bis Vierzig um Beiträge über ihr Verhältnis zur Schweiz gebeten. Die interessantesten Antworten zum Thema «Was ich mir bei uns anders wünsche» wurden in der Juni-Nummer veröffentlicht. Jetzt folgen die Stimmen zu «Was mir die Schweiz bedeutet und wie ich mir dessen bewußt geworden bin».

Wiederum zeigt sich der Weg vom ungestörten Glauben des Schülers über Zweifel und Ablehnung bis zu einem oft kritischen, aber doch klaren Ja zum Eigenwert unseres Landes. Und noch mehr bestätigen diese Antworten, daß gerade Aufenthalte im Ausland das Bewußtsein für den Sinn des Sonderfalls Schweiz oft ganz plötzlich zu wecken vermögen. Notwendigerweise bleibt es nur bei Teilentdeckungen. Was die Schweiz ausmacht, was sie uns bedeutet, was uns an sie bindet, bleibt letztlich Geheimnis.

Es ist natürlich nicht festzustellen, wie weit die Antworten für unsere jüngere Generation typisch sind. Wir meinen aber, daß entgegen oberflächlichen Befragungen und Sensationsberichten die heutige jüngere Generation nicht weniger patriotisch ist als die Generation ihrer Väter und Großväter – nur auf eine etwas andere Art. Die meisten glauben wohl mit uns daran, daß die Schweiz ihr letztes Wort noch lange nicht gesprochen hat.

D. R.

Salzkartoffeln

In der Schweiz muß kein Mensch sterben, weil er zu wenig zu essen hat. Wenn eine Familie nicht genug Geld besitzt, um sich zu ernähren, bekommt sie von der Gemeinde eine Unterstützung.

Beim Mittagessen wurde ich oft mürrisch und dachte: «Schon wieder Salzkartoffeln und Blumenkohl!» Als ich deshalb eine beleidigte Miene aufsetzte, meinte einmal mein Vater: «Weißt du nicht, wie viele Menschen hungern müssen? Du hast es gut.» Wortlos aß ich den Blumenkohl.

So gut haben wir es! Und in anderen Ländern trifft man so häufig Elend an. Achtlos gehen wir daran vorbei und schauen nur auf unsern Vorteil.

Das alles ist mir erst in den Sinn gekommen, als ich einen Prospekt las. In dem Prospekt stand: Noch immer hungern 30 Millionen Menschen! Hoffentlich wird bald alles so gut, wie es in der Schweiz ist.

Schüler, 11, Stadt Bern

Mir gefällt die Vielfalt

Es ist auffällig, wie viele Leute schimpfen, wie niemand recht zufrieden ist. Seien es die Steuern, das Fremdarbeiterproblem, die Finanzen, das Frauenstimmrecht – alles ist falsch. Oh, ihr Stammischpolitiker, wer hindert euch, eure Meinung und eure meist so nützlichen Vorschläge der Öffentlichkeit kundzutun? Doch darüber weiß ich zu wenig.

Aber auch abgesehen von der Politik: Ich glaube, kein Volk hätte so viel Grund, glücklich zu sein, wie wir – und in selten einem Land sind die Leute so verdrossen. Auf einer längeren Schweizerreise fiel mir immer wieder auf, im Zug, Bus oder Tram, wie wir mürrische Gesichter aufsetzen, wie wir uns meist zugeknöpft, unaufgeschlossen und steif benehmen. Direkt erfrischend wirkt es, wenn einmal jemand zu lächeln oder gar zu pfeifen wagt.

Unser Ziel ist, uns «solid und ehrenfest» durchs Leben zu schlagen, und unser Horizont geht leider oft nicht über die «feuerumrankte Stadtmauer» hinaus – und doch möchte ich um keinen Preis in einem andern Land leben. Ich war mehrmals im Ausland: Wie zieht es mich immer wieder in den sonnigen Süden mit den temperamentvollen Italienern! Wie bewundere ich die Natürlichkeit und Ungezwungenheit der Franzosen! Wie gefällt mir der Norden mit seinen herzlichen, gastfreundlichen Einwohnern! Und doch, nach spätestens zwei Wochen freue ich mich immer wieder auf

die Heimkehr. Ich kann mich eines patriotischen Röhrens selten erwehren beim Grenzübertritt.

Warum? Die Schweiz ist meine Heimat. Ich bin stolz auf unsere Vergangenheit. Mir gefällt die Landschaft, die Vielfalt der Sprachen und der Lebensgewohnheiten, ich bewundere, dass Menschen mit so verschiedenen Naturen wie Westschweizer und zum Beispiel Berner, oder Tessiner und Zürcher, so eng miteinander verbunden sein können.

Ich weiß, daß wir viele Mängel haben, daß man uns im Ausland oft nur als «das kleine Bergvolk, das guten Käse produziert und verträumt auf dem Alphorn spielen kann» kennt und daß wir auf einigen Gebieten seit dem letzten Jahrhundert keinen großen Fortschritt zu verzeichnen haben. Es ist auch «vieles faul im Staate Schweiz». Aber das Gute überwiegt doch – und jeder Mensch und jedes Volk hat seine Fehler. Ich bin – trotz allem – überzeugte Schweizerin.

Gymnasiastin, 16, Kanton Bern

Gefährlicher Traditionalismus

Es ist nicht erschreckend, wenn intelligente Männer, sobald sie auf eigenen Füßen stehen, zu faulen beginnen? Das Ende dieser Menschen ist dann lediglich ein Ausrinnen. Ein Leben ohne Tod – kein Leben!

Der Stern der Schweiz, auch wenn er allmählich verbleicht, ist noch die Tradition. Man kann sich hier, außerhalb der großen Bewegung, bequem und risikofrei niedersetzen. (Vielleicht unternimmt man in der Jugend noch einige Auslandreisen. Sobald aber das Geld oder der Wille ausgeht, zieht man wieder in die Schweiz, um sich zu setzen.)

Bei einer «plötzlichen Änderung» wird auskommen, wer faul und wer lebend ist. Die Faulen werden sich selbst begraben, die Lebenden werden hinabziehen ins Tal der Entscheidungen.

Am meisten beeindruckt mich die Auswirkung der Krankheit des Tradi-

plötzlich

Patriotismus ist nicht überholt

tionalismus bei Lehrern und Pfarrern. Sie fühlen sich wie auf einem Thron und meinen, ihre Arbeit bestände in nichts anderem, als dauernd ihre anerzogenen moralischen Grundprinzipien weiterzugeben. Wo ein Zwiespalt ist, finden sie schnell eine nette Kompromißlösung.

Bisweilen reizte es mich, solche Menschen wieder einmal in Bewegung zu setzen. Nach mißlungenen Versuchen glaube ich, daß es in meinem Fall sinnlos ist, an der Umwelt etwas ändern zu wollen. Vielmehr versuche ich jetzt, an mir zu arbeiten. Ich stehe für das private Leben ein.

Für die idyllischen Seitentäler der Schweiz sehe ich schwarz.

Seminarist, 17, Thurgau

Kinderglauben, Zugehörigkeit, Auseinandersetzung

Schweiz: meine Heimat. Eine Heimat, die ich nicht verlieren werde. Der Hunger bereitet uns keine Sorge. Gesetze schützen uns und geben uns Sicherheit. Die Schweiz lebt friedlich zwischen den Großmächten, kein Krieg ist in nächster Zukunft zu erwarten, ihre Existenz wird auf keinerlei Weise von außen bedroht. Ist ihre Existenz von innen bedroht? Wie weit ist das Schweizer Volk verfault, hat es sich selbst degradiert?

Die Schweiz ist mein Jugendland. Hier wurde mir bewußt, wer und wo ich war. Langsam entdeckte ich Gemeinschaften, zu denen ich, ob ich wollte oder nicht, gehörte. Mir wurde gesagt und gelehrt, ich sei Schweizerin. Dabei kannte ich die Schweiz noch gar nicht. Sie war damals zu groß für mich.

Auf dem Globus fand ich die Schweiz, scharfe grüne Grenzen trennten sie von andern Staaten. Später begann sich ihr Bild nach innen zu wenden. Die Schweiz wurde ein Staat mit einer Geschichte.

Einmal entdeckte ich (man kann hier von Entdeckung reden) den Zusammenhang von Staat und Volk. Ich war beeindruckt, und erkannte nun auch die Unmöglichkeit, meine Zuge-

hörigkeit zur Schweiz zu verleugnen. Ich bin Schweizerin.

In diesem Land wurden mir die Augen geöffnet, hier habe ich meinen Gefühlen ihre Bedeutung beimessen können, habe gelernt, bestimmte Gedanken zu verscheuchen, kritisch gegenüber diesem und jenem zu sein.

Meine Muttersprache hat mich den Weg – vielleicht besser den Anfang des Weges – zu andern Menschen, zu Gemeinschaften, zur Schweiz finden lassen.

In diesem Land wurde mein Ich, meine Meinung, mein Gewissen, mein Sinn für Gerechtigkeit und Liebe gebildet. Von der Sicht dieses Landes wurden mir die Rassenprobleme erklärt.

Auch redet man in unserem Land von Kommunismus. Ich habe dieses Wort mit einem leichten Hauch von Abscheu, Furcht und Ungewißheit in bezug auf seine Bedeutung ausgesprochen. Vielfach erwähnt man in diesem Zusammenhang Unterdrückung, Unfreiheit, Terror: Wörter, die unsere Ablehnung hervorrufen sollten.

Während eines Gesprächs mit einem Jugoslawen erkannte ich vieles. Sozialismus bekam einen andern Sinn, das Wort wurde lebendig, es bekam einen Hintergrund. Jugoslawien wurde ein Land, das ich verstehen konnte. Die Schweiz wurde ein Land, dessen geistige Bedeutung ich von neuem erkannte.

Einmal war ich stolz auf die Schweiz, der Freiheit wegen. Glaubensfreiheit, Gewissensfreiheit, Meinungsfreiheit: jeder Mensch kann von diesen Wörtern beeindruckt werden.

Heute bin ich vorsichtiger geworden. Ich habe gesehen, wie das Volk diese Freiheiten einschränkt. Ich wurde enttäuscht: in der Vorstellung eines Kindes haben diese Wörter eine unwahrscheinliche Größe erlangt. Die Umgebung, das Schweizer Volk, hat sie jedoch zerstört. Der Glaube des Kindes, die Schweiz sei gut, wurde durch das Volk vertrieben.

Schülerin am Handelsgymnasium,
17, Kanton Bern

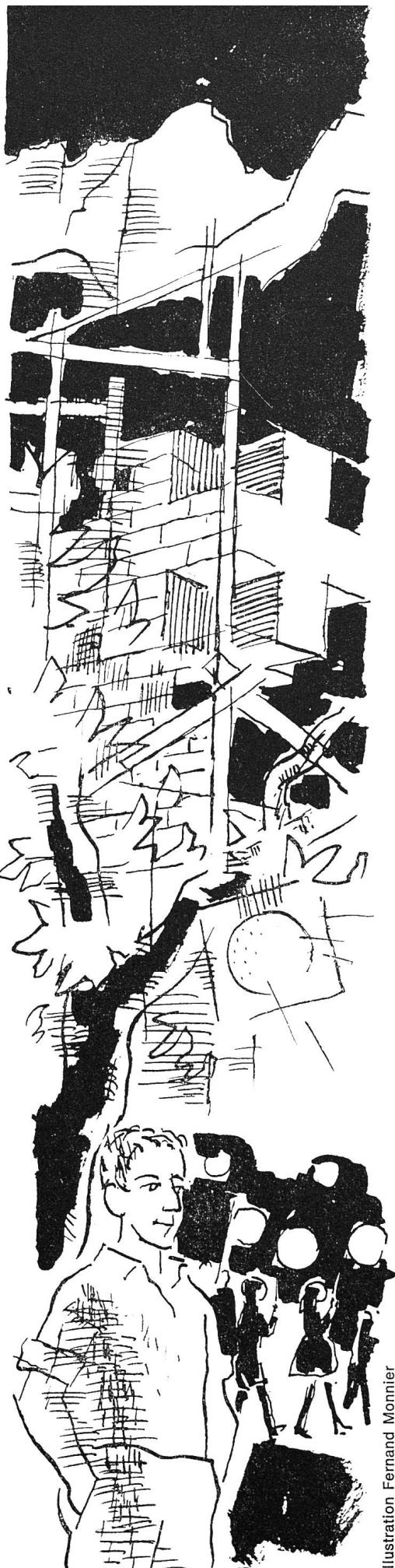


Illustration Fernand Monnier

Jetzt packte es mich

Nichts!

Die Schweiz bedeutet mir eigentlich nichts. Bewußt bin ich mir dessen wahrscheinlich in der Rekrutenschule geworden. Dort wird einem eingetrichtert, gegen einen fiktiven Feind zu kämpfen, den es gar nicht mehr gibt. Nach dem Zweiten Weltkrieg hat sich die politische Lage so weit stabilisiert, daß die Schweiz nie mehr in die Lage einer Friedensinsel kommen wird, weil es in Europa keinen konventionellen Krieg mehr geben wird. Jeder nukleare Krieg wird aber auch das Ende der Schweiz sein.

Leben heißt jetzt vor allem überleben. Dazu ist die Chance in Frankreich, Deutschland, Italien etc. ebenso groß. Deshalb ist es für die Nachkriegsgeneration schwer verständlich, warum man noch von Bedrohung der schweizerischen Eigenart spricht und mit Milliardenbeträgen gegen die bösen Ausländer eine militärische Wehr unterhält. Aus dieser Sicht muß man auch die Hippie-Bewegung betrachten, die den Menschen nicht als Bürger eines Staates sondern als «Weltbürger» und nicht als «Mensch dem Menschen ein Wolf» sondern als Bruder und Schwester sieht.

Student, 19, Kt. Zug

Aufruf

Die Schweiz ist für mich etwas (noch) Nichtverwirklichtes, Stichwort für ein Projekt: Eine Baustelle, an deren Gerüst nicht «Zutritt untersagt»-Schilder, sondern «Aufrufe» zur Mitarbeit hängen. Aufrufe, mit dem Schweizer Kreuz, dem Merk- und Denk-Mal, das die Arbeiter immer wieder ermuntern soll, sich dem Werdenden zuzuwenden, sich nicht zufriedenzugeben mit Gewordenem, sich immer wieder zu orientieren nach der Absicht, dem Geist der Architekten.

Als Kind, als Primarschüler habe ich mich oft – im Geschichtsunterricht – gefragt, warum, wofür eigentlich all das Töten, Morden und Schlachten notwendig sei. Die Ant-

wort erhielt ich weder vom Geschichtslehrer noch von Geschichtsbüchern, sondern zuerst von einem «Ausländer»: dem Geschichtsprofessor Friedrich Schiller. Es war für den Fünfzehnjährigen ein elementares Ereignis, als er den «Wilhelm Tell» das erste Mal erlebte. Pestalozzi und Henri Dunants Leben sowie verschiedene Legenden, von denen die Schulmethode lediglich Daten und Zahlen statt der Bedeutung vermittelte, vertieften die Liebe zu jenem umgrenzten, geschichtlich bedingten Gebiet, das mir zuerst «die Schweiz» bedeutete, den Stolz auf das Staatswesen, die Schweizer Demokratie.

Die Ideale tauchen bei feierlichen Anlässen – 1.-August-Feiern, Mobilmachungen usw. – verstaubt, pathetisch regelmäßig auf. Täglich aber erkennen wir nur noch die Genossenschaft – mehr im Sinne des Obligationenrechts als in der Bestimmung Eid-Genossenschaft. Wir vertrauen auf den Mechanismus des bewährten Staatsapparates, ohne des Motors zuedenken, des Herzens, das ohne Lebenswärme der Mechanik der Animationsmaschine ausgeliefert ist. Ein Punkt, an dem ich mir (auch) der Bedeutung der Schweiz bewußt geworden bin: die Beklemmung beim Gedanken, daß versucht würde, die «Pumpe» zuersetzen. Denn, das Herz der Schweiz läßt sich von keiner Organbank der Welt beziehen.

Mein Wunsch geht nach Beseitigung der Differenz zwischen der Schweiz, wie ich sie erlebt habe, und einer Schweiz, wie sie (warum nicht) in zwanzig Jahren aussehen könnte! Jeder sollte eine seinen Fähigkeiten und seinem Einsatzwillen entsprechende Tätigkeit ausüben können, diese sollte nicht von Unfähigen, aus irgendwelchen Gründen mit Privilegien Ausgestatteten besetzt sein.

Damit zusammen hängt die Verantwortlichkeit der Wirtschaft. Luft-, Wasser-, Bodenverseuchung gehört auch ins Kapitel «Brüderlichkeit». Und der Geist, dem man etwa auf der Wohnungssuche oder in der Gefangenenehandlung begegnet, ist

auch nicht unbedingt ein typisch schweizerischer im Sinne Pestalozzis, Dunants. Eine Bundesverfassung, die diesen Geist atmete, zu propagieren, hieße vielleicht Utopien zu Dutschke tragen. Was wäre aber, nach gesundem Menschenverstand, näherliegender als eine solche Verfassung?

Das Heer der Unzufriedenen, die es in der Schweiz heute gibt, rekrutiert sich nicht ausschließlich aus Studenten und Asozialen (oder: asozialen Studenten). In zwanzig Jahren wird die Welle der Unzufriedenheit auch die Schweiz überspült haben. Eng damit verbunden sind die erzieherischen Probleme; Bildungsnotstand, Hochschulreform, Begabtenerfassung usw., sind Schlagwörter geworden. Das ändert nichts an der Tatsache, daß «wir Jüngeren» Schwierigkeiten haben, den Wert des Lebens so zu sehen, wie die Älteren ihn noch sahen.

Warum sollen wir die Schweiz nicht verändern können? Schweizer, Einzelne, haben Beispielhaftes geleistet. Warum soll die Schweiz als Kleinstaat nicht Beispielhaft werden für brüderliches Zusammenleben, kulturelles Aufgeschlossensein, christliches Handeln?

Korrektor, 25, Kt. Solothurn

Napoleon – und seither?

In meinem Alter kann man noch nicht viel haben, außer Papa hat's. Also bin ich arm? Keineswegs. Meine Reichtümer: Ich bin Schweizer, besitze eine liebe Braut, habe eine gute Anstellung, also ein glückliches Heim, ein gesichertes Einkommen.

Mein Leben scheint ganz gewöhnlich zu verlaufen. Ich versuche dieser Gewöhnlichkeit zu entrinnen. Es scheint unmodern zu sein, sich mit staatsbürgerlichen Problemen auseinanderzusetzen. Sicher gibt es Leute, mit denen man diskutieren könnte, doch wo finde ich sie? Die Schweiz gibt mir ein beinahe sorgenfreies Leben. Ich kann mich aber noch nicht aktiver als allein mit dem Stimmzettel daran beteiligen, ihrem Staatsgefüge den nötigen Halt zu geben. Die

Gelegenheit wird kommen. Werde ich sie ausnützen können?

In neun Schuljahren, davon fünf Sekundarklassen, hat niemand versucht, unser staatsbürgerliches Bewußtsein zu nähren. Von der Staatskunde an der Gewerbeschule zu schreiben, verbietet mein Anstandsgefühl. Daß wir mit 20 mündig werden, doch schon mit 18 Steuern zahlen müssen, ist uns erklärt worden. Für was wir aber Steuern zahlen, weiß ich jetzt noch nicht sicher. Seit zwei Jahren in der Fremde lebend muß ich nun selber versuchen, mich zum vollwertigen Staatsbürger durchzumauern, über die Begriffe Liberalismus, Sozialismus usw. ins klare zu kommen.

Meine lieben Lehrer von damals, ihr versteht mich doch, wenn ich den Mut nicht aufbringe, mich für eine politische Linie zu entschließen! Gott bewahre mich davor, den falschen Weg zu gehen und mich plötzlich selber verleugnen zu müssen. Als ich die Schule verließ, behandelten wir in der Geschichte gerade Napoleon, in der Geographie die Lage der Schweiz im Herzen Europas.

Niemand hat uns gesagt, daß diese Lage Verpflichtungen mit sich bringe. Von der modernen Geschichte, den näheren Umständen, die zum heutigen Weltbild geführt haben, habe ich keine Ahnung. Nur aus der Zeitung schnappe ich hie und da etwas auf. Als ich mehr Zeit hatte, schimpfte höchstens ein Lehrer manchmal über den Kommunismus, was es aber genau für ein System ist und warum er eine Gefahr bildet, davon redete kein Mensch.

Ich kenne Wilhelm Tell, Winkelried. Was mir unser Staatenbund zu bedeuten hat, hat uns niemand gelehrt. Nun muß ich voll in meinem Beruf arbeiten. Ich habe wenig Zeit, zum Bewußtsein als vollwertiger Staatsbürger zu kommen. Ich hoffe, daß es mir gelingen wird, denn ich liebe dieses Land und – mit wenigen Ausnahmen – seine Bewohner.

Färber, 21, aus dem Bernbiet im Thurgau

In der «freien, weiten Welt»

Erster August. In Johannesburg. Schweizerclub: Das Bier floß in Strömen, der Männerchor sang irgendwo irgend ein belangloses Lied von Bergen, Abendrot, dem lieben Gott und so. Es wurden Würste gebraten, Sennenkäppli getragen, und die Kinder marschierten mit roten und blauen Lampions um ein Feuer herum. Ich registrierte das alles eher nur nebenbei und voller Gleichgültigkeit. Seit längerer Zeit bereits in Afrika niedergelassen, glaubte ich weltoffener, großzügiger und vielleicht sogar schon ein bisschen unschweizerisch geworden zu sein. Mit Freunden diskutierte ich über die üblichen alltäglichen Belanglosigkeiten und weltbewegende Dinge dazu. Der Abend drohte schon zu einem Routine-Bierhöck üblicher Prägung zu werden.

Da ertönte aus irgend einem unsichtbaren Lautsprecher über uns im Geäst eines Baumes die rauhbeinige Stimme des Schweizer Bundespräsidenten Roger Bonvin. Ich hätte sie natürlich nicht erkannt, wenn nicht der Platzspeaker zweimal oder dreimal um Ruhe gebeten und die ab Tonband gespielte Bundesfeieransprache mit sinnigen Worten angepriesen hätte. Nun ja, so senkten wir unsere Stimmen ein wenig (aus Anstand sozusagen) und hörten – leicht verstimmt über die Störung – mit einem Ohr widerwillig zu.

«Mes chers amis...» sagte er. Oder so ähnlich. Wie gesagt – ich hörte nicht richtig hin, und ich weiß es deshalb heute nicht mehr, was er wirklich sprach. «Französisch habe ich auch schon lange nicht mehr gehört», dachte ich leicht belustigt für mich hin – Aigle, Provins, Lavaux ...

Dann hat er weiter geredet, der Herr Bundespräsident. Eigentlich schäme ich mich fast ein wenig, daß ich nicht richtig zuhörte.

Dann versuchte der hohe Schweizer Magistrat sogar noch, seine Bundesfeier-Botschaft auf eine Art deutsch zu sagen. Und dann noch italienisch.

Und jetzt packte es mich ganz plötzlich. Wie elektrischer Strom durchfuhr es mich. Mein Herz begann vor Erregung zu hämmern. Meine Augen erglühnten: Stolz, unbändiger Stolz erfüllte mich, weil ich auch ein Mitglied dieses fernen kleinen Schweizerlandes bin, in welchem es soviele Nationalitäten und verschiedene Sprachgruppen gibt, die freundschaftlich zusammen leben können.

Ohne sich zu hassen. Ohne sich zu töten. Keine Buren und Engländer, die sich um ihrer Sprache willen verachten. Keine Neger, die sich verfolgen und umbringen, weil sie sich wegen ihrer Stammesverschiedenheit nicht leiden mögen. Nichts – oder wenigstens fast nichts – von alledem.

Wir haben an unserem Biertisch dann noch bis tief in die Nacht hinein miteinander diskutiert: von der Schweiz. Unserer fernen, kleinen Schweiz. Von zuhause. Es wollte einfach kein Ende mehr nehmen. Schließlich kamen wir noch bei den ewig schönen Erinnerungen militärischer Großtaten an. Und die Damen am Tisch zogen sich diskret zurück.

Es war herrlich. Einmalig. Entscheidend sogar – für mich.

Und jetzt bin ich also wieder zurück in der Schweiz. In diesem Land, von welchem ich einst gemeint hatte, daß es eng und kleinlich und spießbürgerlich sei. Die freie, weite Welt, die mich einst derart in ihren faszinierenden Bann gezogen und mich weggezogen hatte, hat sich als weniger weit, unendlich, unbegrenzt – und frei erwiesen.

Ob aus dem Saulus ein Paulus geworden ist? Nein. Das nicht. Aber vielleicht doch ein besserer Schweizer? Lehrer, 29, Kanton Zürich

Sicherheit und Heimat

M im Ausland wurde mir bewußt: was es heißt, daß wir in Sicherheit leben können. «Wieder so einer, der das Abenteuer nicht schätzt!» mögen mir noch Jüngere zurufen. Nun, ich blieb einmal

Jetzt packt es mich

am Abend in einem Arabersouk. Ich war froh, mit gastfreundlichen Einheimischen zum Hotel zurückzukehren zu können. Diese erzählten mir anderntags, am Morgen habe man unweit der Stelle, wo sie mich aufgegabelt hatten, die Leiche eines Europäers gefunden. Es hätte auch im New Yorker Viertel Brooklyn, in Südamerika, ja, in manchen Gegenenden und Großstadtquartieren Europas sein können – ganz abgesehen von der Kriegsdrohung, unter der viele Länder immer wieder leben.

In den Ferien mag man es lustig finden, wenn der Bus plötzlich nicht mehr nach Fahrplan fährt und man alle Anschlüsse verpaßt. Im Beruf und im Alltag ist unsere Ordnung schätzenswerter. Unsere Ordnung in der Freiheit: In der DDR habe ich es erlebt, wie lästig es ist, wegen einer leisen Kritik ständig von einem Sicherheitsbeamten beschattet zu werden.

In der kleinen Weltstadt Zürich aber wurde ich mir bewußt, daß ich von all den Städten, die ich bereiste, eine als die schönste empfinde: diese gemütliche Mischung zwischen Stadt und Land, mit ihren heimeligen Laubengängen, den behäbigen Bürgerhäusern, den leuchtenden Geranien, dem gotischen Münster, an dem immer gebaut wird, den schönen Dachgiebeln und Brunnen, die Stadt an der Aare mit dem Bärengraben, unser Bern.

Lehrer, 29, Kt. Bern

Die Ärmel hoch!

Was mir die Schweiz bedeutet? Wenn man erst seit wenigen Generationen auf Schweizerboden ansäßig ist, fühlt man diese Frage plastisch, an sich selber gerichtet. Man sinnt nach. Die Schweiz ist zunächst das einigermaßen gegückte Experiment einer politischen Integration verschiedener Stämme. Dies ist enorm viel, bedenkt man, daß kulturell markantere Völker und Länder immer noch um eine politische Identität ringen. Und man darf ruhig stolz sein auf das Erreichte.

Wenn man jedoch für geistige Re-

gungen der anderen empfindsam ist, kann man sich nicht mit einem erfolgreichen Resultat begnügen. Schaut man die Welt mit offenen Augen an, vergleicht die Schweiz dann mit dem ererbten Bild, man erkennt sie kaum wieder. Was mir die Schweiz heute bedeutet: Unbehagen. Ein Land der Fische, lautlos, und keine Regungen auf den Gesichtern der Menschen. Die Masse, die kleinen Leute sind regsam. Bahnbrecher können in diesem nur wenige sein. Jene aber, die das Gesicht der Schweiz machen sollten, haben kein Gesicht. Die heute Arrivierten der gestern regen Gesellschaft sonnen sich im Otium der Stellungnahme zu Aktuellem als Bannerträger der gestrigen Erfolge.

Ich kremple die Ärmel hoch, damit mir die Schweiz auch heute noch etwas bedeuten möge.

Dipl. Ing., 32, Basel

In der Seine-Stadt

Paris 1955. Ein Student von gut 20 Jahren verbringt einige Monate in der Weltstadt, um seine sprachlichen Fähigkeiten zu erweitern. Kurse, Vorlesungen und der Umgang mit «Einheimischen» lassen in die französische Kultur und Lebensart eindringen. In einem Außenquartier, wo Seine und Marne sich vereinigen, hat ihm ein Pasteur sein Studierzimmer ausgemietet – im Parterre, direkt an die kleine Kirche angebaut. Ein ideales Arbeitsklima. 30 Minuten Metrofahrt verlocken nicht dazu, mehr als einmal im Tag ins Zentrum zu fahren. Der Lernbegierige ist gern allein.

Und doch wächst das Bedürfnis, auch in dieser Behausung Stimmen zu vernehmen, Musik zu hören. Ein kleines Radio wird gemietet – und «zuhause» sogleich ausprobiert. France, Paris-Inter, Monte-Carlo... BBC London, Radio Luxembourg... so tauchen Sender und Namen auf und verschwinden wieder. Kurzwellen, noch kleiner werden die Abstände der Stationen.

Da – war das nicht schweizer-

deutsch gewesen? Nochmals zurück! Jetzt kommt es wieder: Natürlich, urchiges Züritütsch! Aha, Kurzwellensender Schwarzenburg – so ist bald von freundlicher Ansagerstimme zu erfahren. Der Sender wird markiert und – wer hätte das geglaubt – immer wieder gesucht. Nachrichten aus Bern, zuverlässig und vertraut, Sendungen für die Landsleute im Ausland... Ja, er, der im Elternhaus gern über Ländlermusik sich abschätzig geäußert hat, hört sie nun im fremden Land und empfindet ein wohliges, heimelig-warmes Gefühl...

Weder Rekrutenschule noch Staatskunde in der Mittelschule hatten mir ein Gefühl für das wahre Zuhause vermittelt. Inmitten von all dem Neuen, Begeisternden, das mir die Seine-Stadt bot, aber auch angesichts von viel Elend und Schattenseiten, die mich vor einseitigen Urteilen bewahrten – aus dieser neu gewonnenen Distanz schälte sich eine echte Beziehung und Bindung zum eigenen, Unverlierbaren heraus.

Nicht zuletzt erfahren es ja alle Reisenden, wie in der Ferne zufällige Bekanntschaften viel herzlicher gepflegt werden – und oft zu dauernden Freundschaften werden. Wenn das Alltagsvertraute nicht mehr einfach gegenwärtig ist, besinnt sich mancher auch auf das eigene Land, die eigene Art und Kultur, auf all das Gute und Schöne, das zu bewahren sich lohnt.

Sekundarlehrer, 33, Kt. St. Gallen

Kraft des Kleinen

Wir sind in Kairo. Im Mai letzten Jahres, als die Spannung zwischen Arabern und Israeli wuchs, steigerten sich in unserer internationalen Frauengruppe, die sich regelmäßig traf, einige Amerikanerinnen in eine wahre Panik hinein. Da stieß mich eine Landsmännin an und sagte lächelnd: «Ist es nicht herrlich, einem Land anzugehören, das politisch so unwichtig ist wie die Schweiz??»

Diese Bemerkung erklärt wohl zum

Teil, warum wir Schweizer uns im Ausland wohl fühlen und im allgemeinen gern gesehen sind. Während des Junikrieges waren die diplomatischen Beziehungen zwischen Aegypten und mehreren Staaten abgebrochen, aber unser Botschafter blieb im Amt und sorgte sich um unsere Sicherheit. Auch zögere ich nie, wenn wir im Bazar oder in der Stadt nach unserer Nationalität befragt werden, «Swissri» zu sagen; entweder hellen sich die Gesichter dann auf, oder sie bleiben verständnislos, aber feindselig wurde noch niemand!

Hausfrau, 39, Kairo

Erster August im Villenquartier

Zufällig ist uns außerhalb unserer Rundfrage von Susanna Sigg, Hausfrau und Journalistin, die ebenfalls zu den Jüngeren zu zählen ist, der folgende kleine Erlebnisbericht zugekommen, den wir im Rahmen dieser Antworten publizieren möchten.

Wir wohnten damals als Neuzugogene in einem Villenquartier am Hügel. Die Hauseigentümer hügelauf und -ab besitzen außer Haus und Garten, Hund und exotischen Vögeln auch zum Teil noch Ponies und Schwimmbecken. Man hat keinen Kontakt untereinander. Die Männer stehen im Existenzkampf, weil in gehobener Stellung. Die Frauen sind entweder erfolgsbewußt, neidisch oder ängstlich. Nur die Kinder im Schulalter dürfen mitunter einmal ins Nachbarbecken planschen gehen. Die Erwachsenen wagen beim Passieren eines Anwohners aus der Sicherheit des fahrenden Autos (sicherer Abstand und durch Blech geschützt) ein Lächeln und ein Winken, zum Zeichen, daß man sich kennt. Man weiß es nicht, wenn ein Nachbar krank war. Man sieht dann eines Tages viele schwarzgekleidete Menschen vor einem Hause warten und erkundigt sich. Man bringt vielleicht persönlich ein Sargbouquet. Aber die trauernde Familie wünscht nicht, daß man an ihrem Leide teilnimmt. Sie

dankt konventionell und «bleibt für sich». So ist es ungefährlich. Wir Menschen mit gehobenem Lebensstandard, die über den Schwatz im Treppenhaus und noch ordinärere Dinge erhaben sind (auch oder gerade wenn wir aus einfacherem Hause stammen), haben Angst voreinander. Oder vielleicht nur Angst, daß der andere merkt, daß unser Selbstbewußtsein, aus der Nähe besehen, hie und da wacklig ist.

Das änderte schlagartig an einem 1. August vor ein paar Jahren. Scheinbar waren wir nicht die einzigen, welche es vorzogen, daheim im Familienkreise zu feiern. Seit meiner Jugend bin ich den mehr oder weniger unecht tönen Vaterlandsreden abhold. Ich ertrage ganz einfach die geschraubten Floskeln eines Gemeindefunktionärs, von dem man ahnt, daß dies ihm lästige Pflicht bedeutet,

schlecht. Ich verstehe nicht, was das Entstehen der Eidgenossenschaft mit den Darbietungen des Turnvereins gemein hat. Bleibt nichts als der Fahnenchwinger, der mein Herz «mitschwingen» machen kann, und der Alphornbläser, der seinem Instrument Töne entlockt, die meinem Geiste zerklüftete Felsen und Schründe und wilde Wasserfälle vorgaukeln, also sozusagen ur-eidgenössische Landschaftsbilder.

Mein Mann und ich saßen mit den Buben im Garten. Schon zwei Lampions waren verbrannt und dazu viele «Regensterne», wie unser Jüngster das Feuerwerk nannte. Da sahen wir zuerst auf unserer Allmend ein Feuer lodern. Wie die Mücken zum Licht streben, machten wir uns unverzüglich auf und stiegen den Hügel hinter dem Hause empor. Es war ein Prachtsfeuer. Geblendet schauten

Vexierbild von heute

von Henry Wydler

Wo ist die Patin
für die
Schiffstaufe?



Jetzt packte es mich

wir in die prasselnden Feuergarben. Erst nachdem wir die Höhe erreicht hatten, bemerkten wir die Menschen. Sie hockten am Boden im Kreis, Männer, Frauen und Kinder. Es waren alle unsere Nachbarn. Schweigend setzten wir uns zu ihnen. Keine Rede wurde gehalten. Kein falsch gesungenes Lied erklang. Die kleinen Mädchen und Buben hüpten, lautlos fast, von Zeit zu Zeit um das Feuer oder purzelten ein bißchen das weiche, warme Gras hinunter. Einer der Männer, derjenige, der das Feuer gemacht hatte, hatte auch eine Kiste Bier mitgebracht und Cervelats und Brot. Großzügig wurden die Dinge herumgereicht und in aller Einfachheit angenommen. Plötzlich waren wir nicht lauter einzelne, die da beim Feuer saßen. Wir waren eine Gemeinschaft. Hie und da klang eine Männerstimme aus dem Dunkel: «Cheibe schöns Füür!» Und da auch noch Vollmond war: «Cheibe schön, dä Mond!» Man sah am samtdunklen Himmel auch noch duftige Wolkengebilde. Ich selber fand die ganze Atmosphäre «cheibe schön» – aber nur ganz leis. Die Ruhe, die Einfachheit der Feier, das Gefühl des Zusammengehörens, verhaltene Freude, Feuer, Mond, Wolkenhimmel und ein geteilter Trunk und ein gebrochenes Brot. Wie schön war unser Heimatland, das uns den Frieden gab, die Gemeinsamkeit mit Menschen in dieser Ruhe zu erfahren!

Da dieser Bericht kein Märchen ist, muß ich wohl noch sagen, daß der Alltag kam. Man grüßte sich wieder aus der «Sicherheit» des fahrenden Autos. Man war auf der Hut vor Vertraulichkeit. Dieses Nebeneinanderleben hat uns der Wohlfahrtsstaat Schweiz beschert. Aber da wir der Staat sind, sind wir es – jeder einzelne zählt – die das Gesicht der Heimat schaffen, jeden Tag neu.

Sträußchen an der Themse

An einem Samstag gegen mittag wollten meine Gastgeberin und ich in einem Vorort Londons eine Topf-Pflanze kaufen. In

dem Laden waren zwei, drei Angestellte damit beschäftigt, kleine Bouquets zu binden, die aus drei ganz kurzstielen Nelken und etwas Grün bestanden, vermutlich als Tisch-Dekoration für ein Bankett bestellt. Als nun meine Begleiterin anderswo allein eine Besorgung machte, wollte ich mir ein solches Blumensträußchen erstecken, um sie damit zu überraschen. Ich erkundigte mich nach dem Preis. Mit eiserner Miene wurde mir lakonisch bedeutet, daß ich kein Sträußchen erhalten könne. Ein zweiter Anlauf wurde, gelinde gesagt, barsch abgewiesen.

Zum mindesten hätte ich erwartet, es würde mir etwas Ähnliches als Ersatz offeriert, aber einfach so im Laden stehen gelassen zu werden. Das war zu viel für einen an Dienst am Kunden gewohnten Schweizer. So wurde mir voll bewußt, daß ich mich in einem anderen Lande befand. Sofort sehnte ich mich in die Schweiz zurück, wo ich meine Gefühle durch eine spontane Gabe – eben dieses Sträußchen – hätte zeigen können. Wenn vielleicht bei uns das «Geschäft» hinter der individuellen Bedienung steht, so spielt das keine Rolle. Es sträubt sich etwas in mir gegen diese Massenabfertigung, dieses nicht mehr Mensch sein. Die Begebenheit war eine Lappalie. Aber sie hat mir die Augen geöffnet für tiefere Gründe, mein Heimatland zu lieben.

Das ist kein Urteil über England. Die positiven Fähigkeiten, Eigenschaften und Eigenheiten des Engländer wiegen mein negatives Erlebnis bestimmt auf. Konditor, 39, Basel

Herzböppern mit Vorbehalten

Schon als dreijähriger Knirps war ich glühende Patriotin, Lokalpatriotin allerdings. Wenn ich mit meinen Eltern von einer Auslandreise zurückkehrte, begann ich immer – sobald das erste liebe, grüne Trämlí am Rand der Autostraße dhergewackelt kam – aus Leibeskräften zu brüllen: «Jetzt kunnt mis liebs Basel!» Von mir aus hätte die Landes-

hymne ruhig «Z Basel am mym Rhy» sein dürfen mit einer Strophe auf Französisch, wegen meiner welschen Verwandtschaft. Bald kam die Liebe zum Londoner Bus und zum deutschen Zeppelin. Ich war auf dem besten Weg zur Weltbürgerin.

In der Schule lernte ich, bis wohin sich meine patriotischen Gefühle zu erstrecken hatten: Lagonersee bis Gandria. Basel ohne Flughafenstraße. Zürich ohne Einschränkung. Den Käse ohne Camembert. Beim Wein Veltliner ausgeschlossen. Ich habe mir gemerkt, daß der heilige Georg den Drachen im Allschwilerwald und nicht an der Costa Brava aufgespießt hat – obwohl er unter anderem als Barcelonas Schutzheiliger gilt.

Ich bin bereit, grüne Aprikosen und faule Eier – falls mit Schweizer Gütezeichen versehen – in Ehren zu halten. Sehe ich auf die Champs Elysées ein Swissair-Plakäti mit Schweizer Landschaft, so bekomme ich freudiges «Herzböppern». Und wenn ich politisch-oekonomisch nach Westen und nach Osten schiele, dann erfüllt mich unsere mittelprächtige Demokratie doch noch mit einem gewissen Stolz. Aber ich möchte Mama Helvetia viel bedingungsloser lieben. Ich wollte, die Dame wäre weniger überheblich, weniger engherzig und engstirnig. Ich wäre glücklich, wenn sie ihre Söhne zu weltoffenen Menschen heranbilden wollte.

Übersetzerin, 40, Basel

Amerika, du hast es...

Zwanzigjährig reiste ich mit dem Immigrationsvisum in der Tasche nach Amerika. Die Schweiz schien mir allzu eng, und ich wollte meiner Energie mehr Lebensraum verschaffen. Ich ließ mich denn auch von den ersten Erlebnissen und Eindrücken berieseln und staunte.

Ich kam in eine Familie mit drei Kindern, um Englisch zu lernen und hausfrauliche Pflichten zu übernehmen. Die Küche war eine Art Laboratorium, ausgestattet mit den neuesten Haushaltmaschinen. Hätte ich

Bern

Revolutionäre Ideen

Meine lieben Leserinnen und Leser, Sie sind vielleicht erstaunt, wenn ich meinen ersten Brief aus Bern mit den städtischen Verkehrsbetrieben beginne. Was ist an ihnen Besonderes? Die Triebwagen und Anhänger der Trams sowie die Trolley- und gewöhnlichen Busse sind mit mindestens so viel Liebe wie anderswo in Stand gehalten. Es spielt keine Rolle, ob so ein Trämlie seinen Dienst bereits dreißig oder erst ein Jahr versieht. Sauberkeit und Betriebssicherheit gehen in jedem Fall über alles. Und beim ersten kleinen Platzregen wird auch in Bern der gesamte Fahrplan durcheinandergewirbelt.

Aber eben, mich stört einiges an dem ganz besonders perfekten Gehabe. Als täglicher Benutzer dieser sogenensreichen Institution bin ich selbstverständlich im Besitz einer Monatskarte, eines eigentlichen Meisterwerks. Will sagen: zu schön, um praktisch zu sein, und zu teuer, um das Kunstwerk genießen zu können. Denn, wenn Sie gedacht haben, es gäbe in Bern einen Einheitstarif für Monatskarten mit freier Benutzung aller Strecken, dann muß ich Sie eines besseren belehren. Jedem Benutzer der SVB sein besonderes, seinen persönlichen Bedürfnissen angepaßtes Abi! Die zu befahren gewünschte Strecke wird auf der Innenseite des Abonnements mit einem schönen, dunkelroten Strich eingetragen. Alle andern Linien sind mit einem satten grünen Kreuz durchgestrichen, damit auch jeder weiß: bis hierher und nicht weiter! Stellen Sie sich die immense Arbeit vor, alle diese Kreuze und Striche einzutragen! Die SVB scheinen noch keinen Personalmangel zu haben.

Ein weiteres Kuriosum ist die Anwendungspraxis dieses Kunstwerks. Zu genau vorgeschriebenen Zeiten

Brie
fe
aus

(Stoßzeiten an Werktagen morgens, mittags und abends) darf ich als stolzer Sichtkartenbesitzer den mittleren Eingang eines Tramwagens oder Busse benützen, ohne den Fahrausweis vorzuzeigen. Dieses rationalisierte Einsteigen ist allerdings mit der Auflage verbunden – der Ausfluß eines besonders eifrigen, revolutionären Rationalisierens –, daß mindestens zehn Personen Eingang wünschen. Der arme Kondukteur – während der Stoßzeiten ohnehin überlastet – wirft, bevor er die mittlere Türe zum Einstieg freigibt, einen Blick auf die Wartenden und prüft, ob auch tatsächlich die vorgeschriebene Anzahl Leute Einlaß wünschen. Wenn nun bedauerlicherweise nur neun draußen stehen, bleibt die Türe verschlossen und die Abibusitzer rennen zur hinteren Türe, damit ihnen das Tram nicht noch vor der Nase wegfährt. Ich kann mir beim besten Willen nicht vorstellen, daß solche Rationalisierung ihren Zweck erfüllt.

Bern ist seit der letzten Wahl in die Exekutive der Stadt um eine Attraktion reicher: Zum Erstaunen derer, die das Staunen noch nicht verlernt haben, wurde einer der Nichtmehrgewählten weiter beschäftigt – von der Exekutive notabene – mit besonderen Aufgaben, was nun zu den Schwierigkeiten geführt hat, die zu erwarten waren. Wieso hat ihn das Volk nicht wiedergewählt? Seine Beliebtheit und vielleicht seine Fähigkeiten ließen doch wohl zu wünschen übrig, stellte ich mir wenigstens vor. Nun gehört das ja wirklich nicht immer zusammen. Aber ich meine, man

etwas von Hand gerührt oder ausgepreßt, wäre ich mir direkt lächerlich vorgekommen. Vorbei waren nun auch die täglichen Einkäufe im Konsum, beim Metzger und Bäcker. Ein bis zweimal in der Woche fuhr ich mit Mrs. M. zum Supermarket. Mit vollem Kofferraum kehrten wir heim, füllten Kühlenschrank und Tiefkühltruhe wieder auf. Manches, vor allem Geflügel, wurde im «Deep-Freezer» manchmal während Monaten aufbewahrt.

Niemand ahnte, wie sehr ich mich über ein Stück frisches, knuspriges Brot gefreut hätte an Stelle des aufgefrorenen. Am Sonntag packte mich manchmal die Lust, über Felder und Wiesen zu wandern. Statt dessen fuhren wir im Auto stadtauswärts, parkierten auf irgendeinem riesigen Parkplatz und machten einige Schritte durch eine der zahllosen Anlagen. Ich begann Vergleiche zu ziehen und schloß: Man kann sich nicht ohne weiteres verpflanzen. Gewohnheiten lassen sich nicht so schnell abschütteln. Den Vorteilen entsprechen ebenso viele Nachteile.

Dann wurde ich, immer noch voll Unternehmungslust, Air-Hostess und lernte noch viele Länder, Leute und Sitten kennen. Es war eine interessante, wundervolle Zeit. Die Schweiz wurde mir aber mit jedem Tag kostbarer. Ich wurde mir bewußt, wie herrlich es ist, eine Heimat zu haben, die nicht nur schön, sondern auch gut regiert und wohl geordnet ist. Die ewigen Meckerer haben entweder noch nie über die Grenze geschaut, oder dann ist es ihnen zu wohl.

Jetzt Hausfrau, 34,
Stadt Zürich

